

Verstlungene Wege.

Von Mrs. Leigh Miller.

Aus dem Englischen übersezt von Adolf Reiter.

(Nachdruck verboten.)

Unter den pittoresken Felsenhöhlen, welche das liebliche Thal des Men Aher, eines der bedeutendsten Ströme Westens, umgeben, ging die Sonne, die schöne Landchaft noch einmal segnend, in mildem Glorienlicht unter. Nicht überall fließt dieser Strom so ruhig, wie in diesem Thale, denn zuweilen drängen sich seine mächtigen Fluthen in engen Bette zwischen imposanten Felsenwänden rasend hervor, stützen sich dann als Katastrophe von beträchtlicher Höhe herab und ziehen wieder durch Thäler ruhig weiter. Letztere sind durch hohe Dämme geschützt, da zuweilen der Fall eintritt, daß die Fluthen in Folge von Regengüssen und Schneewetter auf den mit tiefem Schnee bedeckten Gebirgen plötzlich rapide steigen. Diese Dämme, zum größten Theil mit den schönsten Pflanzungen bedeckt, sind für das Lüthwandelnde Publikum die reizendsten Promenaden.

An demselben Abende, von welchem unsere Erzählung ihren Ausgang nimmt, hatte eine kleine Gesellschaft von Touristen am Eingange in das erwähnte Thal, wo sich ein bedeutender Wasserfall befindet, Halt gemacht, um von diesem Punkte aus die wildromantische Umgebung genauer zu betrachten.

Die Mehrzahl jener Touristen bestand aus jungen und schönen Damen, welche sich durch tüchtende Frauen mit den wenigen männlichen Gefährten lebhaft unterhielten.

In einer geringen Entfernung sahen zwei ernstlich dreisprachige Herren, welche man als Ausländer sofort erkennen konnte. Sie gehörten nicht zu jener lustigen Gesellschaft und bestaunten, da sie sich von ihr ängstlich fern hielten, durchaus nicht den den Virginianern so eigenen Eifer für Geselligkeit. Ihre reservierte Haltung drückte ihnen den Stempel jenes Volkes aus, welches sich durch fast alle Verhältnisse in der weiten Welt ganz anders auszeichnet. Es waren zwei Söhne Altons'. Sowohl nach ihrem Benehmen, als auch nach dem Aussehen in ihren Effecten mußte man sie sogleich als geborene und reiche Engländer erkennen.

Sie machten eine große Reize durch die nordamerikanischen Staaten.

„Schau' hin, Cecil, jene dort ist eine Heldin für Dich, wie Du sie Dir wünschst,“ sagte der Aeltere zu dem Jüngeren, während er nach der schlanken Gestalt eines weiblichen Wesens hinah, welches sich bemühte, die tiefe und raube Spitze eines in der Nähe befindlichen felsigen Hügelg zu erklimmen. „Jener feine Mutzgang,“ fuhr er fort, „muß ja die Nerven im höchsten Grade aufregen, den Menschen sofort schwindelig machen. Ist die Dame nicht recht mutzig?“

„Sage lieber tollkühn, verwegene!“ rief der jüngere Engländer mißbilligend aus. „Ein einziger Fehltritt, der Schwindel eines einzigen Augenblicks — und unvermeidlich stürzt ihr schöner Körper herab und wird zertrümmert. Nein, diese Passionen der Amerikanerinnen finden bei mir keinen Beifall. Sie scheinen den Gang dazu zu haben, das Weib ihres Geschlechts an sich zu entstellen.“

„Dein Tadel ist zu weitgehend. Du sprichst von den Frauen des Landes, während es sich hier nur um den drohtigen Einfall eines Badfisches handelt kann — um den lustigen Streich eines Kindes!“

„Ist es nicht die Gestalt eines erwachsenen Weibes?“ bemerkte der junge Mann, indem er durch das Fingerglas noch einmal prüfend hinauf sah.

„Allerdings, indeß hat sie das Gesicht eines Kindes. Ich habe sie heute unbemerkt beobachtet. Sie scheint nicht älter als fünfzehn Jahre zu sein und hat auch ein ganz kindliches Weibchen. Ihre Augen sind noch recht frei und gewinnend.“

„Das junge Mädchen auf dem Hügel hatte jetzt aufgehört, weiterzuziehen, und schien sich erholen zu wollen. Etwas achtzig Fuß über den Sprechenden stand sie, leicht gelehnt an einen Strauch, und sah unbefangen auf die Neujaher herab. Wenn diese sie jetzt genauer hätten beobachten können, wäre es ihnen nicht entgangen, daß sie erröthete, in ihrem Blicke sich aber eine gewisse Verachtung zeigte.“

„Ihre Augen sind so groß für das Gesicht, ihr Aussehen so düster, um schön zu erscheinen,“ bemerkte der junge Mann. „Nach ihrem olivenartigen Teint, dem langen, schwarzen Haar und ihrer gazellenartigen Behendigkeit ist urtheilhaft, muß sie der Abstammung eines alten Indianer-Indianer stammen sein.“

„Acht, Cecil! Ich glaube, daß sie Dich verstanden hat. Die Luft in dieser Höhe ist so dünn und rein, daß unsere Laute durch die Schallwellen hier weit schneller und entfernter weggetragen werden, als dort unten.“

Cecil Courtenage sah schnell auf und seine Augen begegneten ihrem vollen Blicke. Trotz jener Entfernung konnte er jetzt in ihren großen, dunklen Augen den Ausdruck eines gewissen Grades von Selbstbewußtsein und Verachtung lesen, womit sie denjenigen, der jene Worte gesprochen, hinstarrte zu wollen schien. Aber nur wenige Augenblicke sah sie hinab; dann wandte sie sich stolz erhobenen Hauptes ab.

„Uebermuth und Stolz sprechen aus ihren Bewegungen,“ sagte lächelnd der Aeltere. „Du hast ihre Empfindlichkeit berührt.“

„Zweifelsohne wird sie Mittel finden, sich an mir zu rächen — den Frauen ist die Rache immer süß,“ antwortete Cecil, während er sich erhob und über das vorüberfließende Ebenbühnfeld schritt, um von einer passenderen Stelle aus den Wasserfall genauer betrachten zu können. Er war ein schöner junger Mann im Alter von sechsundzwanzig Jahren. Seine Verabreichung des abentheuerlichen Erklimmens der Hügel war bei ihm tiefer begründet; denn der rechte Arm hing ihm in einer Binde und zeigte somit deutlich an, daß auch kein Träger in der letzten Zeit es an der gehörigen Vorsicht hatte fehlen lassen. Es an dem Sturz von einer steilen Klippe war ihm der Arm verrenkt, und einem glücklichen Umfalle konnte er es verdanken, daß er sich gleichzeitig nicht das Genick gebrochen hatte. Während des in Folge dieses Unglücks mehrere Tage dauernden unfreiwilligen Aufenthalts auf der isolirten Ebenbühnflur war sein früher so heiterer Sinn bereits etwas eint geworden.

Nachdem er das Geleite überlassen, blieb er stehen, schaute sich bequie auf seinen Sturz und lauschte mit einer gewissen Geringschätzung auf das lustige Geschwätz jener Gesellschaft, welche sich unmittelbar am Wasserfall niedergelassen hatte. Hierbei entdeckte er bald mit Bewunderung die Schönheit eines jungen garten Mädchens, welches von allen Mitgliebeten dieser Gruppe am besten von ihm beobachtet werden konnte. Sie war eine reizende Blondine; ihre blauen Augen wendete sie ab und zu von ihrem männlichen Begleiter weg, um etwas fottet dem Blicke des schönen Fremden zu begegnen.

„Fräulein Aylesford,“ rief der Begleiter, „sehen Sie nur einmal nach Ihrer Schwester hin! Sie schwebt jetzt in der größten Gefahr, herunter zu stürzen. Wäre es nicht nothwendig, sie zurückzurufen?“

Cecil starrte und warf einen forschenden Blick nach Fräulein Aylesford's Gesicht, als die die nach der gefährlichen Klippe hinab. Klar und rein wie Kristallkugeln klang ihre Antwort: „Es ist gar nicht nöthig, so ängstlich klang ihre Antwort. Hilda steigt ruhig und sicher; sie würde lachen, wenn man sie auf eine Gefahr, in der sie schwebt, aufmerksam machen wollte.“

„So, es sind Schwestern!“ sprach Cecil leise vor sich hin; „aber wie unähnlich in ihren Erscheinungen!“

„Aylesford — das ist ja der Name jenes Mannes, den wir suchen. Ich muß einmal fragen, ob diese Schwestern mit ihm verwandt sind.“

Er blieb noch stehen, und konnte sich doch nicht entschließen, in die mürrere Unterhaltung der Gesellschaft hineinzuipprechen. Mit gerunzelter Stirn ging er unwillig und gedankenvoll längs dem hohen Damme nach einer Stelle oberhalb des Wasserfalles zurück, wo sein Blick auf eine im Flußbette befindliche Reihe von Felsen und Granitsteinen gelenkt wurde. Diese Steinmauern ragten aus dem Wasser, welches jetzt sehr niedrig war, hervor und bildeten eine Art natürlicher Brücke.

Der junge Mann kam auf den leichtsinnigen Einfall, diese Brücke zu betreten. Er ging langsam vom Damme hinunter, und schritt über sprang hier von einem Steine auf den andern, bis er, etwa in der Mitte des Stromes, einen großen Felsblock erreichte. Nachdem er diesen mit der vollsten Aufmerksamkeit seiner Kräfte betreten hatte, setzte er sich nieder und betrachtete von hier aus mit dem größten Interesse die wunderbar herrliche Umgebung. Das Wasser drang freudig und rauschend zwischen den dicht neben einander liegenden Felsen mit einer solchen Kraft hindurch, daß das dadurch entstandene Getöse das Rauschen jenes bereits in einiger Entfernung befindlichen Wasserfalles fast übertraf. Mit der Tiefe eines Naturfreundes lautete er eine Reihe auf diese Sprache der Fluthen und hatte bald auch Andere zugezogen.

Nachdem er, in Gedanken vollständig vertieft, die merkwürdige Formation des nahen Felsengebirges bewundert hatte, fiel ihm ein stärkeres Rauschen des Stromes auf; er sah hinab und — barmherziger Himmel! — die Reihe der Steine, seine Brücke, war bis auf den Felsen, auf welchem er saß, verschwunden. In Folge eines starken Regens auf dem Gebirge, wo der Strom unzählige Neben- und Zuflüsse erhält, war das Wasser in dem gefährlichen „Strom der Todten“ an der Stelle, wo Cecil auf dem Felsen saß, plötzlich etwa fünf Fuß hoch gestiegen. Wie mutzig und unerschrocken der junge Mann auch sonst war, sprang er jetzt doch entsetzt auf und konnte einen Aufschrei des Schreckens nicht unterdrücken; denn selbst für den Muthigsten war die größte Gefahr vorhanden, in der immer höher steigenden Fluth unterzugehen.

Als einem fähigen Schwimmer, wäre es ihm noch möglich gewesen, nach dem Ufer zurückzuschwimmen; allein der rechte Arm war, wie bereits bemerkt, verrenkt und der Strom hier reißend. Cecil's stolze Lippen wurden blaß und bebten, als er einen Blick auf den gebrochenen Arm warf.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Mittheilungen.

\* Die Einzelheiten, die über das Leben und Treiben am Hofe Altons' von Birma jetzt in englischen Blättern veröffentlicht werden, wiederholen in Ganzen und Großen das Bild vergangener Schattenspiele, die unter der Faust eines habgierigen Hausmeisters oder unter dem Mantel einer herrschaftlichen Gattin schwebend, sich durch die Freuden der Macht für die lebende Macht streiten. Ein Mann war sein Gefährte, sein Brautverlöbte. Er trant oft und viel, hatte in Folge dessen ein beträchtliches Saarnweb; aber er entging dadurch wenigstens den Nageln seiner Frau, deren Spuren man in seinem Gesicht verfolgen konnte, so oft er es gemagt hatte, mit einer anderen barmhertigen Schönheit des Lebens zu tauschen oder sich sonstige Freiheiten zu gönnen. Sein Braut war kein Gefährte, kein Minister und jene Frau keine Herrschermeister. Sein Hand blieb ihm ein verächtliches Tuch und die sonst in seinen Händen herrschende Weibsberei eine verbotene Frucht. Nur mit Erlaubnis des Anbachers Menge durfte er seinen Kalb verlassen, und auch dann höchstens die nächsten Vorgeden besuchen. Eines Morgens bewachte die Königin alle seine Bewegungen. Sein Vorgänger, der König Min-Die-Min hatte nicht weniger als 55 eberntürige Gattinnen, die unebenbürtigen abgerechnet. Er erzeugte mit ihnen 110 Kinder, von denen 72 bei seinem Tode noch lebten und der Vorgänger der Königin und ihres Ministers zum Oher fielen, denn die beide hatten zur Begewaltigung des Königs und des Landes gemeinliche Sache gemacht. Sie erlangte dadurch die Verrichtung aller Verwandten und die Beilegung aller Nebenbuhlerinnen und er übte die Strafgewalt über seinen Befehl im Lande auszuüben und haben. So oft der König diese Straußbühne durch seine Truppen einlangen ließ, ritten sie sich durch die Bewirtung auf ihren Schuppinnen, der Umwab Menge. Der Letztere war allmächtig. Er besaß hies Geld, ließ einen Theil in die Taschen des königlichen Raates fließen und beehrte so ihre mühsame Verschwendungssucht. Freilich war in der letzten Zeit kein Einfluß etwas gewonnen; er hatte die Geiseln der Königin gefällig. Sie wählte einen Dornbrezer; er machte den fremdwilligen Schwächen und weisagte ihr einen Sohn. Aus Freude darüber beehrte sie ihn einen werthvollen Rubin; aber die Verheißung trog, und der Schatz, der ihm zum Weiten gebabt, mußte dem Stein wieder herausgeben. Der Name der Königin ist Supajal Wat, d. h. sehr entzündende Prinzessin. Sie ist jung, hübsch, blond, geistig, gütlich und herrschaftlich. Bei dem Verwandtenmorde spielte sie eine hervorragende Rolle. Sie bildet keine Andere neben sich, und so ließ sie noch jüngst

mehreren Dienerinnen, die sie im Verdacht hatte, eine Liebeslist mit ihrem Gatten zu unterhalten, die Hände abhadern. Thibo hat merkwürdigweise eine englische Erziehung genossen. Am Alter von zwölf Jahren kam er auf Anordnung des vorigen Herrschers in die von Dr. Martz geleitete Schule der Gesellschaft zur Verbesserung der Bibel" zu Mandalay ein und lernte dort englisch sprechen und schreiben. Später aber verließ er die Regierungsschule seine europäische Bildung, und die Brautverlöbte hatte das Uebrige.

\* [Doppeltinnig.] Frau Kommerzrath W. überreicht ihrem Mädchen, das erst seit 8 Tagen bei ihr im Dienst steht, zu Weihnachten 10 Mark. Caroline bedankt sich herzlich das Goldstück und macht eine reizende Miene. „Ruh“, sagt die Gräfinde, „bedanke Du Dich für 10 Mark nicht!“ — „D gewiß“, erwidert die Knechtin adjeselnd, „für 10 Mark bedanke ich mich!“

\* Vom Urtaden zum Gläubigen.) Unter den vom Präsidenten der Vereinigten Staaten angestellten Schwarzen ist wohl der Wohlthäter Moses Aaron Hopkins der merkwürdigste. Er wurde Weihnachten 1844 in Montgomery, Gaunty, Alt Virginien, als Sklave geboren. Bald nach Ausbruch des Bürgerkrieges brannte er, obgleich beinahe noch im Anabalter stehend, einen „Weiser“ durch. Er fand eine Zuflucht bei Bundesstruppen, denen er sich als Koch nützlich machte, und als er etwas härter geworden war, diente er auf der Mississippi-Flotte des Bundes. Nach dem Kriege entließ sich der ganz in Unwissenheit aufgewachene Jüngling, etwas Lütziges zu lernen. Er kam nach Pittsburg, verdiente durch Handarbeit seinen Lebensunterhalt, lernte als Zuanjagelänger in seinen Freistunden das Lesen und Schreiben, machte solche Fortschritte, daß man ihn in's „Abegege-Coleg“ im benachbarten Alleghany-Gitt aufnahm, behuchte dann die sogenannte „Lincoln-Universität“, ward später ins theologische (presbyterianische) Seminar zu Auburn im Staate New-York aufgenommen, studirte dort alle Zweige der Theologie und bestand im Jahre 1877 die theologische Prüfung. Nach bestandener Prüfung wurde er Pastor einer Kirchengemeinde in Frankfonton. Vst Jahre hat er dort, kräftig unterstützt von der Missionskaffe der Presbyterianer-Kirche, gewirkt und nicht nur als Prediger, sondern auch durch Errichtung und Leitung von Schulen und durch Menschenfreundlichkeit und Wohlthätigkeit an der Hebung seiner Race aus Eifrigkeit gearbeitet. In dieser Stellung wurde er von der jetzigen Bundesverwaltung zum Gläubigen bei der Negernepublik Liberia an der Westküste Africas ernannt. Man hofft, daß er als Mann von großem Takt und ebenso großer Thätigkeit einen heilsamen

Einfluß in jener einst von den Vereinigten Staaten aus geschaffenen Republik ausüben wird.

Die der wunderlichsten Trauungen fand im Jahre 1666 statt, es waren nämlich die zu Trauenben zwei Männer. Als in genanntem Jahre Alton's VI., König von Portugal, die Prinzessin Maria Franziska Elisabeth von Savoyen, Herzogin von Nemours-Aumale heirathete, wollte er nicht erlauben, daß der Marquis de Sade, sein außerordentlicher Abgeandter, der Prinzessin bei der Trauung die Hand geben sollte, wie es doch gebräuchlich ist, daß es bei dergleichen Gelegenheiten der Protokurater eines Prinzen thun muß. Die junge Königin mußte daher ebenfalls einen Protokurater haben, wozu man ihren Onkel, den Herzog von Vendome, nahm, der bei dieser Zeremonie die Stelle der Braut vertrat, so daß der Bischof die beiden Protokuraten, den Marquis und den Herzog, vor dem Altar zusammen trauete.

\* [Ein solbares Quartett.] Vor kurzen starb in Paris ein reicher französischer Kunstreuer, in dessen Hinterlassenschaft sich vier Streich-Instrumente, nämlich ein Stradivarius, befanden. Die eine Violine datirt aus dem Jahre 1787, dem Todesjahre Stradivarius'; es ist die letzte Geige, die er angefertigt und der er selbst den Namen „Schwanengelang“ beigelegt. Der Franzose hatte sie um den Preis von 17,000 Francs erstanden. Die zweite Violine trägt die Jahreszahl 1704 und kostete 12,750 Francs. Die Viola ist aus dem Jahre 1728 datirt, ihr Preis betrug 19,000 Francs. Das Cellon stammt vom Jahre 1696 und kam auf 17,500 Francs zu stehen. Gerichtliche Dokumente bezeugen die Echtheit sämtlicher Instrumente.

\* Eine Beamtenwitwe kommt an die Kasse einer städtischen Verwaltung, um ihre Pension zu erheben. Sie zeigt zu diesem Zwecke den Schein des Bürgermeisters vor, der besagt, daß sie noch am Leben ist. „Die Bezeichnung hat keinen Werth,“ meint der Beamte. — „Warum?“ — „Weil sie vom 25. Juli ausgefertigt ist. Ihre Pension war bereits am 15. Juli fällig. Wir brauchen also einen Schein, der ausbrüdt, daß Sie am 15. Juli noch am Leben waren.“

\* [Der galante Ehemann.] „Denk Dir nur, Emil, der Doktor hat gesagt, daß ich die Geliebte bekommen werde!“ — „Na, beunruhige Dich nicht; ich habe immer gefunden, daß Dir Geld ausgezeichnet steht.“



